

Feature I

Zur Erzählung „Auftritt Osei“ von Edogawa Ranpo

Der japanische Schriftsteller und Literaturkritiker Edogawa Ranpo (eigentlich Hirai Tarō, 1894–1965) entstammte einer sehr wohlhabenden Fabrikantenfamilie aus der Präfektur Ehime auf der Insel Shikoku. Von 1912 bis 1916 studierte er an der Fakultät für Politische Wissenschaften und Wirtschaft der Waseda-Universität zu Tokyo und war anschließend in verschiedenen Berufen tätig, ehe er sich in den 20er Jahren der Literatur zuwandte. Er nahm maßgeblichen Anteil an der Entwicklung des Genres der japanischen Kriminalliteratur, dessen angesehenster und einmal jährlich vergebener Preis seinen Namen trägt, und schuf ein umfassendes und vielseitiges Werk. Einige seiner Werke dienten in Asien und Europa als Grundlage für Filme.

Der Künstlername „Edogawa Ranpo“ ist eine lautmalerische Hommage an den US-amerikanischen Schriftsteller Edgar Allan Poe (1809–1849), in dessen Tradition stehend Edogawa eine Vielzahl von Romanen und Erzählungen schrieb, in denen sich Elemente der Kriminalerzählung und der phantastischen Schauergeschichte mischen. Stets schuf er eine Atmosphäre des Mysteriösen und Unheimlichen und erzählte von dunklen Abgründen der menschlichen Seele.

Die hier erstmals in einer deutschen Übersetzung vorgelegte Erzählung „Auftritt Osei“ („*Osei tōjō*“) gehört zu jenen, die Edogawas Ruf als Meistererzähler begründeten. Sie entstand 1926, im letzten Jahr der Taishō-Periode (1912–1926) bzw. im ersten Jahr der Shōwa-Periode (1926–1989), und somit in einer Zeit, die geprägt war von einer raschen Industrialisierung und Modernisierung der japanischen Gesellschaft und dem damit einhergehenden Aufkommen von Parteien, Gewerkschaften und radikalen politischen Ideologien. Edogawa Ranpos Werke greifen diese gesellschaftlichen Veränderungen auf und thematisieren insbesondere den veränderten sozialen Status von Frauen,

„*Osei tōjō*“ gilt als ein typisches Beispiel für Werke einer in Japan aufgrund ihrer Kombination von erotischen und grotesken Elementen mit dem Scheinanglizismus *ero-guro-nansensu* (*ero-tic/gro-tesque/nonsense*, kurz auch *eroguro*) bezeichneten und bis in die Mitte der 30er Jahre vorherrschenden literarischen Strömung.



<https://dl.ndl.go.jp/pid/1194272/1/4>

Das Bild entstand vor 1929.



<https://dl.ndl.go.jp/pid/1781008>

Das Bild entstand vor 1950.

Die Erzählung wurde unmittelbar nach ihrem Erscheinen im Juli 1926 von der japanischen Literaturkritik als bedeutendes Werk gefeiert. Sie enthält meisterhafte psychologische Analysen der Gedanken und Gefühle des grausam sterbenden Kakutarō ebenso wie der kalt und berechnend vorgehenden Mörderin Osei. Der Tod ihres ungeliebten Ehemannes bedeutet für die Protagonistin eine Befreiung von einschränkenden gesellschaftlichen und patriarchalischen Normen. Wie alle weiblichen Figuren in Edogawa Ranpos Werken erscheint Osei undurchschaubar und gefährlich. Ihre Charakterisierung als sexuell selbstbestimmt und kriminell zielstrebig handelnd ist jedoch auch ein Ausdruck des Protests des Autors gegen das seit der Meiji-Periode (1868-1912) in Japan propagierte Idealbild der Frau als „guter Ehefrau und weiser Mutter“ (*ryōsai kenbo*).

Armin Stein

Auftritt Osei

1.

Einmal mehr war der an Schwindsucht leidende Kakutarō von seiner treulosen Gattin Osei allein gelassen worden und hütete müßig das Haus. Selbst einen liebenswürdigen Menschen wie ihn hatte ihre Untreue in der ersten Zeit ihrer Ehe aufgebracht und sogar zu Trennungsgedanken veranlasst, doch eine Feigheit, für die er seine Krankheit verantwortlich machte, ließ ihn nach und nach resignieren. Dachte er an die kurze Zeit, die ihm noch blieb, und an ihr Kind, konnte er nicht rücksichtslos handeln. Für Außenstehende wie seinen jüngeren Bruder Kakujirō hingegen war die Sache offensichtlich. Kakutarōs Nachgiebigkeit brachte ihn auf und manchmal wies er ihn scharf zurecht:

„Was ist los mit dir? Ich hätte mich längst scheiden lassen! Hast du Mitleid mit ihr?“

Für Kakutarō aber ging es nicht allein um Mitleid. Auch wenn ihn der Gedanke ein wenig bedrückte, dass seine Frau noch am Tag der Trennung mit ihrem Geliebten, der zweifellos ein mittelloser Student war, in bittere Not geraten würde, so gab es doch gewichtigere Gründe. Zum einen sorgte er sich natürlich um die Zukunft des gemeinsamen Kindes, aber hinzu kam, was er vor seinem Bruder und anderen vor Scham nicht zugeben mochte, dass er trotz allem, was sie ihm antat, noch immer nicht ohne Osei leben konnte. Er fürchtete sich vor dem Tag, an dem sie ihn endgültig verlassen würde, und unterließ es, ihr auch nur den leisen Vorwurf ihrer Untreue zu machen.

Osei wiederum wusste nur zu gut, in welcher Stimmung sich Kakutarō befand. Zwischen ihnen hatte sich ein stillschweigendes Einverständnis entwickelt. Wenn sie sich einmal nicht mit ihrem Liebhaber vergnügte, konzentrierte sie ihre verbliebene Kraft gewissenhaft darauf, ihren Mann zu betören. Und Kakutarō in seiner Schwäche blieb keine andere Wahl, als sich mit ihren mitleidigen Zuwendungen zufrieden zu geben.

„Aber denke an den Jungen! Ich muss Rücksicht nehmen. Vielleicht bleiben mir nur noch ein oder zwei Jahre, mein Schicksal ist besiegelt, und es wäre ein Jammer, wenn das Kind auch die Mutter verlieren würde! Ich werde mich in Geduld üben. Sicher wird sich Osei mit der Zeit eines Besseren besinnen.“

Solche Entgegnungen pflegten Kakujirō noch mehr zu verärgern.

Allerdings wurde Kakutarōs Nachsicht keineswegs belohnt, denn statt ihren Lebenswandel zu ändern, traf sich Osei weiterhin beinahe täglich mit ihrem Liebhaber. Ihr in Armut lebender und an einer unheilbaren Krankheit leidender Vater diente ihr als Ausrede. Keine drei Tage vergingen, ohne dass sie unter dem Vorwand, ihn besuchen zu müssen, das Haus verließ. Natürlich hätte Kakutarō leicht überprüfen können, ob sie tatsächlich in ihren Heimatort fuhr, aber nicht einmal diese Mühe nahm er auf sich. Er befand sich in der seltsamen Stimmung, Osei sogar vor sich selbst schützen zu wollen.

Auch an diesem Tag hatte sich Osei am Morgen sorgfältig zurechtgemacht und war gut gelaunt hinausgegangen: „Ich kann doch nicht ungeschminkt nach Hause fahren!“ Selbst solche boshaften Bemerkungen aus ihrem Mund nahm Kakutarō ohne Widerrede hin. Seit einer Weile bereitete es ihm sogar eine gewisse Lust, nicht zu sagen, was ihm auf der Zunge lag.

Seit seine Frau ihn betrog, widmete er sich aus Langeweile der Bonsai-Zucht. Seine Stimmung hob sich, wenn er barfuß im Garten stand und in der Erde wühlte. Auch musste er vor anderen wie vor sich selbst den Anschein erwecken, völlig in seinem Hobby versunken zu sein.

Um die Mittagszeit kam ein Hausmädchen, um ihn wissen zu lassen, dass das Essen fertig sei: „Der Mittagstisch ist gedeckt, bitte kommen Sie!“ Es war bitter für ihn, dass auch das Mädchen ihm verstohlen einen mitleidigen Blick zuwarf. „Ach, schon so spät? Na, dann wollen wir essen! Sie können meinen Sohn rufen.“ Er stellte Fröhlichkeit zur Schau, die Antwort sollte unbeschwert klingen. Die Heuchelei war ihm bereits zur Gewohnheit geworden.

Vielleicht handelte es sich um eine Aufmerksamkeit des Mädchens, dass mehr Speisen aufgetischt wurden als gewöhnlich. Kakutarō hatte allerdings schon seit einem vollen Monat keinen Appetit mehr. Auch sein Sohn Shōichi war von der kalten Atmosphäre des Hauses nicht unbeeindruckt geblieben, auf der Straße ein Rabauke, wirkte er drinnen niedergeschlagen.

„Wo ist Mama?“ Er kannte die Antwort bereits, aber es hätte ihm keine Ruhe gelassen, nicht danach zu fragen.

„Zu deinem Großvater.“

Ein ironisches Lächeln, das zu einem siebenjährigen Kind nicht passen wollte, umspielte seine Lippen, als er die Antwort des Mädchens vernahm, doch er erwiderte nur „Hm“ und schob sich Reis in den Mund. Wenngleich noch ein Kind, schien er aus Rücksicht auf seinen Vater keine weiteren Fragen zu stellen. Auch er wusste bereits zu heucheln.

„Papa, darf ich meine Freunde rufen?“ Das Essen war beendet, Shōichi blickte seinen Vater bettelnd an. Einerseits fühlte sich Kakutarō geschmeichelt von der kindlich inständigen Bitte, andererseits aber unangenehm berührt von der eigenen Empfindung. Seine Antwort beschränkte sich indes auf das übliche Heucheln: „Ja, natürlich darfst du sie rufen. Aber seid brav!“

Möglicherweise war auch die Freude geheuchelt, aber nachdem Shōichi die Erlaubnis seines Vaters erhalten hatte, rief er „Klasse, klasse!“ und rannte zur Tür hinaus, um nach kurzer Zeit mit einigen Spielkameraden zurückzukommen. Bald drangen polternde Geräusche aus dem Kinderzimmer zu Kakutarō, der am Esstisch saß und sich mit einem Zahnstocher die Zähne reinigte.

2.

Es hielt die Kinder nicht lange in Shōichis Zimmer. Offenbar spielten sie nun Fangen, Kakutarō in seinem Zimmer hörte, wie sie durch das ganze Haus rannten und das Mädchen versuchte, sie davon abzuhalten. Einmal wurde sogar die Schiebetür seines Zimmers aufgeschoben und verirrte Kinder standen hinter ihm. Sie erblickten Kakutarō, riefen erstaunt: „Oh, der Onkel!“, und rannten wieder davon. Schließlich drang Shōichi in seines Vaters Zimmer ein, sagte: „Ich verstecke mich hier!“ und kroch unter den Schreibtisch.

Der Anblick der Kinder heiterte Kakutarō auf. Plötzlich war ihm danach, die Bonsai-Zucht für diesen Tag zu vergessen und mit den Kindern zu spielen.

„Shōichi, höre auf, Fangen zu spielen und rufe die anderen herbei, ich will euch ein spannendes Märchen erzählen.“

„Oh ja!“

Shōichi sprang unter dem Schreibtisch hervor und stürmte aus dem Zimmer.

„Papa kennt tolle Märchen!“

Mit dieser vorwitzigen Bemerkung führte Shōichi kurz danach seine Freunde in Kakutarōs Zimmer.

„Erzähl uns eine Geschichte! Etwas Gruseliges!“

Die Kinder saßen nebeneinander aufgereiht vor ihm und sahen Kakutarō mit neugierig glänzenden Augen an, manche auch verlegen und schüchtern. Wahrscheinlich ahnten sie nichts von seiner Krankheit, aber selbst wenn sie davon wussten, legten sie als Kinder nicht die übermäßige Vorsicht seiner erwachsenen Besucher an den Tag. Das machte Kakutarō glücklich.

Er fühlte sich so unbeschwert wie schon lange nicht mehr, überlegte, welche Märchen den Kindern wohl gefallen würden, und hob an: „Es lebte einmal vor langer Zeit in einem Land ein gieriger König ...“. Nach dem ersten Märchen verlangten die Kinder nach mehr. Er kam ihrem Wunsch nach und erzählte ein Märchen nach dem anderen. Während er mit den Kindern durch die Märchenwelt wandelte, wurde er immer munterer. Schließlich sagte er: „So, das waren alle Märchen. Wollen wir jetzt Verstecken spielen? Ich spiele mit!“ „Ja, lasst uns Verstecken spielen!“ Die Kinder stimmten unverzüglich zu, ganz so, als wollten sie ihm einen Gefallen erweisen. „Gut, wir verstecken uns hier im Haus. Einverstanden? Dann wollen wir knobeln!“ Sie knobelten, und Kakutarō begann, mit den Kindern Verstecken zu spielen. Sein übermütiges Verhalten mag seiner Krankheit geschuldet gewesen sein. Vielleicht heuchelte er aber auch als Antwort auf die Untreue seiner Frau. In jedem Fall trieb ihn eine Art Verzweiflung.

Anfangs spielte er absichtlich ein paar Mal den Sucher und spürte die einfachen Verstecke der Kinder auf. Als ihm das zu langweilig wurde, wechselte er auf die Seite derer, die sich versteckten, und zwang sie ungeachtet seiner Körpergröße wie die Kinder in Wandschränke und unter Tische. Laute Rufe hallten durch das Haus: „Entdeckt, gefangen!“.

Kakutarō hatte sich allein im dunklen Wandschrank seines Zimmers verborgen. Gedämpft vernahm er die Stimme des Kindes, das die Versteckten suchend von Zimmer zu Zimmer lief. Darunter mischten sich die Schreie der Kinder, die aus ihren Verstecken stürmten. Irgendwann waren anscheinend alle außer ihm gefangen worden, nun schienen die Kinder auf der Suche nach ihm gemeinsam durch die Räume zu gehen. „Wo steckt der Onkel bloß?“ „Onkel, komm raus!“ Er hörte sie reden, allmählich näherten sie sich dem Wandschrank.

„Hihi, bestimmt ist Papa da drin!“, hörte Kakutarō Shōichi vor der Tür des Wandschranks flüstern. Unmittelbar vor seiner Entdeckung stehend beschloss er, die Kinder noch ein wenig im Ungewissen zu lassen, öffnete leise den Deckel einer alten, länglichen Truhe, die im Wandschrank stand, kroch hinein, zog den Deckel über sich zu und hielt den Atem an. Es war keineswegs unbehaglich in der Truhe, in der weiche Laken aufbewahrt wurden, auf denen er lag wie in einem Bett.

Als er den Deckel schloss, hörte er, wie die schwere hölzerne Tür des Wandschranks mit einem lauten Krachen aufgestoßen wurde und jemand rief: „Onkel,

du bist entdeckt!“ „Nein, hier ist er auch nicht.“ „Aber man hat doch vorhin ein Geräusch gehört?“ „Sicher eine Maus.“

Die Kinder flüsterten ahnungslos miteinander (in der geschlossenen Truhe klang es wie aus weiter Ferne), aber da es in dem finsternen Schrank totenstill blieb und nichts auf die Anwesenheit eines Menschen hindeutete, rief ein Junge endlich: „Das war ein Gespenst!“, wonach alle unter lautem Geschrei davonliefen. Dann hörte Kakutarō schwach, wie sie in entfernten Zimmern nach ihm riefen: „Onkel, komm raus!“ Noch immer rissen sie Wandschränke auf und suchten nach ihm.

3.

In der dunklen, nach Kampfer riechenden Truhe war es seltsam gemütlich. Kakutarō war plötzlich von nostalgischen Kindheitserinnerungen zu Tränen gerührt. Die alte Truhe hatte zur Mitgift seiner verstorbenen Mutter gehört. Er erinnerte sich daran, dass er in ihr ein Schiff erblickt hatte und häufig hineingestiegen war, um darin zu spielen. Wie ein Traumbild sah er die sanften Züge seiner Mutter aus der Dunkelheit auftauchen.

Als er wieder zu sich kam, bemerkte er, dass es still geworden war, offenbar waren die Kinder der Suche überdrüssig. Eine Weile lang horchte er aufmerksam und hörte durch die Stille hindurch ein Kind lustlos sagen: „Mir ist langweilig, gehen wir nach draußen spielen.“

„Papa!“ Shōichis Stimme. Danach ging offenbar auch er ins Freie. Endlich fasste Kakutarō den Entschluss, die Truhe zu verlassen. Er würde hinausstürzen und die langweilten Kinder erschrecken. Daher stieß er kräftig gegen den Deckel, aber aus irgendeinem Grund bewegte er sich nicht und blieb fest verschlossen. Zunächst bereitete das Kakutarō keine Sorge, doch nachdem er noch mehrere Versuche unternommen hatte, dämmerte ihm eine erschreckende Erkenntnis. Durch einen dummen Zufall war er in der Truhe eingeschlossen.

Der Deckel war mit einem Schnapper versehen. Als Kakutarō den Deckel zuzog, griff der Schnapper in die dafür vorgesehene Falle ein, die Truhe war nun fest verriegelt. Die schwere alte Truhe war aus hartem Holz mit eisernen Ecken und soliden Beschlägen aus Metall, so dass es für den kranken Kakutarō unmöglich war, sie aufzubrechen.

Laut schrie er nach Shōichi und hämmerte gegen den Deckel, aber die Kinder antworteten nicht, wahrscheinlich weil sie die Suche nach ihm aufgegeben hatten und draußen spielten. Dann rief er immer wieder nach den Hausmädchen und lärmte mit aller ihm zur Verfügung stehenden Kraft in der Truhe. Aber zu Kakutarōs Unglück kam auch von den Mädchen keine Antwort, vielleicht weil sie sich wieder einmal am Brunnen im Garten herumtrieben oder ihn in ihrem Zimmer nicht hören konnten.

Kakutarōs Zimmer, in dem sich der Wandschrank befand, lag im hinteren Teil des Hauses, und es war zweifelhaft, ob seine Hilferufe aus der fest verschlossenen Truhe in

einer Entfernung von einigen Metern noch zu hören waren. Hinzu kam, dass sich das Zimmer der Hausmädchen neben der weit entfernten Küche befand, und die Mädchen hätten genau hinhören müssen, um ihn zu vernehmen.

Als er allmählich zu krächzen begann, kam ihm der Gedanke, dass er in der Truhe sterben könnte, bevor ihm jemand zu Hilfe käme. Unsinn, das war undenkbar; aber obwohl er die Situation einerseits beinahe lächerlich komisch fand, war ihm andererseits gar nicht zum Lachen zumute. Dann wurde ihm bewusst, dass er, der wegen seiner Krankheit viel frische Luft brauchte, bereits eine gewisse Atemnot verspürte, nicht nur, weil er sich hin und her wand. Die nach alter Art sorgfältig gezimmerte und dicht verschlossene Truhe wies vermutlich nicht den kleinsten Spalt auf, durch den Luft hätte eindringen können.

Dieser Gedanke mobilisierte erneut seine von den bisherigen Anstrengungen bereits erschöpfte Kraft und ließ ihn in höchster Todesangst gegen das Holz schlagen und treten. Wäre er gesund gewesen, so hätte er es vielleicht vermocht, an irgendeiner Stelle wenigstens einen Spalt in die Truhe zu schlagen, aber sein schwaches Herz und seine mageren Gliedmaße besaßen bei weitem nicht die Kraft dazu und zudem wurde seine Atemnot von Minute zu Minute schlimmer. Vor Erschöpfung und Angst war seine Kehle bereits so trocken, dass ihn jeder Atemzug schmerzte. Er befand sich inzwischen in einem jeder Beschreibung spöttenden Zustand,

An irgendeinem anderen Ort eingesperrt hätte sich der durch seine Krankheit ohnehin dem Tod geweihte Kakutarō sicher in das Unvermeidliche gefügt. Aber in einer Truhe im Wandschrank des eigenen Hauses zu ersticken war eine absurde Vorstellung, mit der er sich einfach nicht abfinden konnte. Es bestand noch immer die Möglichkeit, dass ein Hausmädchen ins Zimmer käme. Das hätte seine ersehnte Rettung bedeutet. Vielleicht würde er eines Tages über diese Qual lachen können wie über eine komische Geschichte. Er durfte nicht aufgeben, weil noch Aussicht auf Rettung bestand. Angst und Pein aber wurden immer unerträglicher.

Er wälzte sich hin und her, stieß mit heiserer Stimme Verwünschungen gegen die unschuldigen Hausmädchen aus, fluchte sogar seinem Sohn Shōichi, und dass deren ahnungslose Teilnahmslosigkeit in wenigen Metern Entfernung nicht böswillig war, ließ sie ihm noch fluchenswerter erscheinen.

In der Finsternis wurde seine Atemnot von Minute zu Minute schlimmer, er brachte schon keine Worte mehr über die Lippen. Gleich einem an Land geworfenen Fisch schnappte er röchelnd nach Luft. Er riss den Mund so weit auf, dass die gebleckten Zähne wie bei einem Totenschädel zum Vorschein kamen.

Unterdessen kratzte er wie im Wahn mit seinen Fingernägeln über das Holz des Deckels, wohl wissend, dass sein Tun sinnlos war. Er spürte nicht einmal mehr, wie seine Nägel brachen. Er rang mit dem Tod und sein Leid wurde noch grausamer durch die

Tatsache, dass er selbst in diesen Momenten noch eine schwache Hoffnung auf Rettung hegte und sich nicht mit dem Sterben abfinden konnte. Er litt unsägliche Qualen, die kein Sterbenskranker, ja nicht einmal ein zum Tode Verurteilter je erlitten hat.

4.

Osei, die untreue Ehefrau, kehrte gegen drei Uhr am Nachmittag vom Rendezvous mit ihrem Liebhaber zurück, gerade zu der Zeit, als Kakutarō in der Truhe die letzte Hoffnung noch nicht aufgeben wollte und um Atem ringend am Abgrund des Todes stand.

Am Morgen hatte Osei beinahe wie in einem Rausch das Haus verlassen, ohne dem Gemütszustand ihres Mannes Beachtung zu schenken, aber bei ihrer Rückkehr wurde selbst sie von Gewissensbissen geplagt. Angesichts der ungewohnt offen stehenden Haustür schlug ihr Herz schneller, denn sie fürchtete, dass der Tag der Trennung, mit dem sie schon lange rechnete, nun endlich gekommen war. „Bin wieder da!“, rief sie und wartete auf ein Hausmädchen, aber niemand kam, um sie zu begrüßen. Auch in den Zimmern, die alle offen standen, hielt sich niemand auf. Unerklärlich war Osei vor allem, dass ihr Mann, der das Haus kaum jemals verließ, nirgends zu sehen war.

„Ist denn niemand hier?“ Als sie ins Wohnzimmer trat, rief sie erneut laut. Endlich antwortete vom Hausmädchenzimmer her eine gellende Stimme: „Komme schon, komme schon“, dann erschien mit verquollenem Gesicht eines der beiden Mädchen, das offenbar einen Mittagsschlaf gehalten hatte.

„Bist du allein?“ Osei unterdrückte den üblichen Jähzorn, den sie aufkommen spürte.

„Otake kümmert sich hinter dem Haus um die Wäsche.“

„Und mein Mann?“

„Der ist bestimmt in seinem Zimmer.“

„Nein, da ist er nicht!“

„Ach, wirklich nicht?“

„Was soll das heißen! Du hast ein Nickerchen gemacht? Was erlaubst du dir? Und wo ist der Junge?“

„Bis vorhin hat er noch im Haus gespielt ... Verstecken, mit Ihrem Mann.“

„Hm, mein Mann ist unverbesserlich.“ Nach der Mitteilung des Mädchens fand Osei zur gewohnten Selbstsicherheit zurück: „Nun, er wird auch draußen sein. Gehe ihn suchen, aber lasse ihn, wo er ist, du brauchst ihn nicht zu rufen“, befahl sie scharf und ging in ihr Zimmer, wo sie einen kurzen Blick in den Spiegel warf, ehe sie begann, sich umzuziehen.

Als sie den Gürtel ihres Kimonos lösen wollte, vernahm sie plötzlich aus dem angrenzenden Zimmer ihres Mannes ein seltsames Scharren. Ein Gefühl sagte ihr, dass

es nicht nach einer Maus klang. Sie horchte und vermeinte nun sogar, eine heisere menschliche Stimme zu vernehmen.

Osei behielt den Gürtel an, unterdrückte ihr Grauen und öffnete die Schiebetür zwischen den Zimmern. Jetzt bemerkte sie, dass die Tür des Wandschranks offen stand, was ihr zuvor entgangen war. Das Geräusch schien aus dem Schrank zu kommen.

„Hilfe, hier bin ich!“ Die Stimme war kaum hörbar und gedämpft, dennoch konnte Osei die Worte deutlich verstehen. Ohne Zweifel war es die Stimme ihres Mannes.

„Was machst du denn in der Truhe?“ Verwundert trat sie an die Truhe heran. Dann öffnete sie den Deckel und sagte: „Ach so, ihr habt Verstecken gespielt. Was für ein Unsinn ... Aber wie konnte sich die Truhe von selbst verschließen?“

Vielleicht war Osei zur männermordenden Sirene geboren und trachtete schon immer eher danach, ihrem Gatten das Leben zu nehmen, als sich einen Liebhaber zu halten, aber dennoch entriegelte sie die Truhe und hob den Deckel für einen kurzen Moment an, ehe sie – was mag dabei in ihr vorgegangen sein? – ihn wieder zuschlug und fest verschloss. Kakutarō stemmte sich augenblicklich dagegen, vermutlich mit aller Kraft, wenn auch für Oseis Empfinden äußerst schwach. Um seinen Widerstand zu ersticken, ließ sie die Truhe verschlossen. Wann immer sie später an den grausamen Mord an ihrem Gatten zurückdachte, war es die Erinnerung an Kakutarōs schwachen Widerstand in dem Moment, als sie den Deckel wieder schloss, der ihr vor Augen stand. Sie sah darin etwas viel Beängstigeres als das Bild eines verzweifelten Kampfes auf Leben und Tod.

Jedenfalls verschloss sie die Truhe wieder, schob mit einem Ruck die hölzerne Tür des Wandschranks zu und kehrte hastig in ihr eigenes Zimmer zurück. Zu aufgeregzt, um mit dem Umkleiden fortzufahren, nahm sie mit aschfahlem Gesicht vor der Kommode Platz und schob deren Schubladen immer wieder auf und zu, um die Geräusche aus dem Nebenzimmer zu übertönen.

Werde ich der Strafe entgehen können? Diese Frage ging ihr unablässig durch den Kopf. Allerdings fehlte ihr die innere Ruhe zu besonnener Überlegung. Deutlich spürte sie, dass sie nicht imstande war, einen klaren Gedanken zu fassen, sprang vom Stuhl auf und ging auf und ab. Im Nachhinein betrachtet, hatte sie sich jedoch keine Nachlässigkeit zuschulden kommen lassen. Nachweislich verschloss sich die Truhe von allein und das Hausmädchen und die Kinder legten Zeugnis davon ab, dass Kakutarō sich am Versteckspiel beteiligt und vermutlich aus Versehen selbst eingesperrt hatte. Die Geräusche und Schreie aus der Truhe waren im großen Haus ungehört geblieben, auch die Hausmädchen hatten sie nicht vernommen. Zwar durchdachte Osei diese Zusammenhänge nicht gründlich, aber eine in der Niedertracht scharfe Intuition flüsterte ihr zu: Alles in Ordnung, keine Sorge.

Das Mädchen, das sie nach dem Jungen geschickt hatte, war noch nicht zurückgekehrt. Auch das hinter dem Haus mit der Wäsche beschäftigte Hausmädchen schien noch draußen zu sein. Inständig wünschte Osei, das Röcheln und Scharren ihres Mannes in der Kiste würde ein Ende haben. Die hasserfüllten Geräusche aus der Truhe schienen sich, wenngleich kaum hörbar, wie ein boshaftes Uhrwerk endlos fortsetzen zu wollen. Ohne zu wissen, was sie tat, presste Osei ein Ohr an die Tür des Wandschranks (sie brachte es nicht über sich, sie zu öffnen) und horchte. Das grässliche Scharren war tatsächlich noch immer nicht verstummt. Nicht nur das, ihr schien, eine trocken und steif gewordene Zunge murmelte wirre Worte. Es konnte keinen Zweifel daran geben, dass Kakutarō sie mit schrecklichen Flüchen belegte. Vor Entsetzen hätte sie beinahe ihren Entschluss zurückgenommen und die Truhe geöffnet, doch wusste sie, dass sie danach verloren gewesen wäre. Wie hätte sie ihren Mann retten können, nachdem sie ihm nach dem Leben getrachtet hatte?

Was aber fühlte Kakutarō in der Truhe? Die Mörderin wankte in ihrer Entscheidung, obgleich sie nichts von seinen unmenschlichen Qualen ahnte. Er hatte kurz davor gestanden, sich in sein Schicksal zu ergeben, als seine – wenn auch untreue – Ehefrau unerwartet erschienen war und den Deckel geöffnet hatte. In diesem Augenblick muss ihn unbeschreibliche Freude erfüllt haben. Osei, die ihn Tag für Tag hinterging, hätte ihn künftig nach Belieben betrügen können, in grenzenloser Dankbarkeit hätte er darüber hinweggesehen. So gebrechlich jemand auch sein mag, wer am Rande des Todes steht, dem ist das Leben kostbar. Nach einem kurzen Moment der Glückseligkeit aber stürzte Kakutarō hinab in eine Hölle, die mit dem Wort „Verzweiflung“ kaum treffend beschrieben ist. In der Truhe zu sterben, ohne dass ihm jemand zu Hilfe kam, wäre schrecklich gewesen, aber seine treulose Frau hatte seine Qualen noch tausendfach verschlimmert.

Osei ahnte nichts von diesen Qualen, aber selbst ihre begrenzte Fantasie ließ sie Mitleid mit ihrem Mann und Reue über ihre Grausamkeit empfinden. Aber die Teufelin selbst war ihren verhängnisvollen Begierden hilflos ausgeliefert. Vor dem Wandschrank stehend, in dem es irgendwann totenstill wurde, trauerte sie nicht um das hilflose Opfer, sondern malte sich sehnstüchtig die Gestalt ihres Liebhabers aus. Die Gedanken an das Erbe ihres Mannes, das ihr ein sorgloses Dasein sichern würde, und an das künftige, von niemandem mehr gestörte Leben an der Seite ihres Geliebten reichten aus, um sie das begrenzte Mitleid mit dem Sterbenden vergessen zu lassen.

Nachdem sie sich in ihr eigenes Zimmer zurückgezogen hatte, mit einer Gelassenheit, welche die Vorstellungskraft eines gewöhnlichen Menschen übersteigt, umspielte ein spöttisches Lächeln ihre Lippen, und endlich löste sie den Gürtel ihres Kimonos.

5.

Gegen acht Uhr am Abend fand die von Osei mit Geschick in Szene gesetzte Entdeckung der Leiche statt, und schon bald herrschte im Haus der Familie Kitamura ein

wildes Durcheinander. Eilig benachrichtigte Verwandte, Bekannte, ein Arzt und Polizisten drängten sich im großen Wohnzimmer. Da auf die amtliche Leichenschau nicht verzichtet werden konnte, umringten die dafür Zuständigen Kakutarōs Leichnam, den man zu diesem Zweck in der Truhe gelassen hatte. Unter ihnen befanden sich auch sein trauernder jüngerer Bruder Kakujirō und die von falschen Tränen überströmte Osei, die beide gleich kummervoll wirkten.

Die Truhe stand in der Mitte des Wohnzimmers, ein Polizist hatte ohne Umstände den Deckel geöffnet. Das grelle Licht der elektrischen Deckenlampe fiel auf Kakutarōs schrecklich anzuschenden, von der Qual gezeichneten Körper. Sein üblicherweise sorgfältig geglättetes Haar stand wirr in die Höhe, Schürfwunden an Armen und Beinen zeugten von seinem Todeskampf, die Augen quollen aus den Höhlen, der Mund war weit aufgerissen. Wäre Osei nicht vom Teufel besessen gewesen, sie hätte bei diesem Anblick nicht umhin gekonnt, auf der Stelle ein reuiges Geständnis abzulegen. Doch obwohl sie es nicht über sich brachte, dem Toten ins Gesicht zu sehen, war sie keineswegs geständig, sondern log dreist und mimte eine weinende Witwe. Sie selbst staunte über die Ruhe, die sie auch beim Anblick des von ihr Ermordeten bewies. Die Frau, die wenige Stunden zuvor vom Ehebruch zurückkehrend schlechten Gewissens das Haus betreten hatte (schon damals zweifellos ein Ausbund an Verderbtheit), erschien ihr wie ein anderer Mensch. Vermutlich kam ihr eine angeborene Boshaftigkeit zu Hilfe, die ihrem wahren Wesen entsprach. Nur so dürfte die unvorstellbare Kaltblütigkeit zu erklären sein, mit der sie auch später allen Gefahren begegnete. Die Leichenschau wurde bald mit der Feststellung beendet, dass Kakutarōs Tod ohne Fremdeinwirkung eingetreten sei, der Tote von Verwandten aus der Truhe gehoben und in ein anderes Zimmer getragen. Erst jetzt fielen denen, die noch verweilten, die Kratzspuren am Deckel der Truhe auf.

Selbst jemand, der die Umstände nicht kannte und nichts von Kakutarōs furchtbarem Sterben wusste, hätte sich über diese grausigen Kratzspuren entsetzt. Die Besessenheit des Sterbenden hatte ihnen eine Lebendigkeit verliehen, die jedes Meisterwerk der Malerei übertraf. Wer sie sah, wandte den Blick ab und war wenig geneigt, sie noch einmal zu betrachten.

Osei und Kakujirō allein machten schließlich auf dem zerkratzten Deckel der Truhe eine erstaunliche Entdeckung. Sie waren zurückgeblieben, während alle anderen den Leichenträgern inzwischen in den anderen Raum gefolgt waren, standen zu beiden Seiten der Truhe und starrten auf die undeutlichen Kratzer, die den Deckel bedeckten. Was sahen sie da?

Bei genauer Betrachtung ließen sich – wenngleich schemenhaft verschwommen und wie von der Hand eines Wahnsinnigen geschrieben – inmitten der unzähligen Kratzer vier Buchstaben erkennen, einer groß, der nächste klein, einer schräg, der letzte beinahe unlesbar – Osei.

„Dein Name“, sagte Kakujirō leise und richtete seinen starren Blick auf Osei.

„Tatsächlich.“

Ihre Reaktion war bewundernswert gelassen. Natürlich wusste sie um die Bedeutung der Buchstaben. Im Angesicht des Todes hatte Kakutarō mit letzter Kraft einen Fluch über Osei heraufbeschwören wollen und war bis zum letzten Buchstaben ihres Namens gelangt, als ihn seine Kräfte verließen. Wahrscheinlich hatte er eine wütende Anklage im Sinn gehabt, aber selbst diese Rache war ihm in seinem Unglück nicht beschieden gewesen.

Kakujirō war jedoch ein viel zu gutmütiger Mensch, um einen so schwerwiegenden Verdacht zu hegen. Es lag jenseits seiner Vorstellungskraft, dass Osei als Mörderin in Frage kommen könnte. Die Buchstaben weckten in ihm nur einen vagen Zweifel an ihr und ein tiefes Mitleid mit seinem Bruder, der offenbar in seinem Todeskampf den Namen der Frau, der er in unsterblicher Liebe verbunden gewesen war, in das Holz gekratzt hatte. „Bis zuletzt hat er an mich gedacht“, seufzte Osei nach einer Weile schwer, um Kakujirō von ihrer Reue über ihre Untreue zu überzeugen, von der dieser wusste, wenngleich er nicht davon sprach. Dann schlug sie ein Taschentuch vors Gesicht und schluchzte (nicht einmal ein großer Schauspieler hätte es vermocht, so viele falsche Tränen zu vergießen wie sie).

6.

Die erste Posse, die Osei nach Kakutarōs Beisetzung aufführte, war selbstverständlich die angebliche Trennung von ihrem Geliebten. Danach konzentrierte sie sich mit einzigartigem Geschick darauf, Kakujirōs Argwohn zu zerstreuen. Ihre Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Zumindest für eine Weile ließ er sich von der verführerischen Frau täuschen.

Osei erhielt einen über Erwarten großen Anteil vom Erbe ihres Mannes, verkaufte das Haus, in dem sie mit ihrem Sohn Shōichi lebte, wechselte mehrmals den Wohnort und entzog sich mit der Zeit dank ihres ausgeprägten schauspielerischen Talents der Aufsicht ihrer Verwandten.

Die Truhe, die Osei zunächst notgedrungen übernommen hatte, verkaufte sie später heimlich an einen Altwarenhändler. Inzwischen wird sie in den Besitz einer anderen Person übergegangen sein. Haben die Kratzspuren und unerklärlichen Schriftzeichen die Neugier des Käufers geweckt? Ließ ihn der Wahn erschaudern, der aus den schrecklichen Kratzern spricht? Wie mag er sich die Frau vorstellen, die sich hinter dem Namen Osei verbirgt? Vielleicht als unschuldiges Mädchen, das sich der Hässlichkeit dieser Welt nicht bewusst ist?

Aus dem Japanischen von Armin Stein

Erstveröffentlichung und Textvorlage der Übersetzung: Edogawa Ranpo: „Osei tōjō“, in: *Taishū bungei*, Tokyo: 1926/7.

ZUM ÜBERSETZER:

Armin Stein ist Japanologe und Soziologe (M.A.). Er hat zwei Jahre in Kunitachi-shi in der Präfektur Tokyo gelebt und kann auf zahlreiche weitere Japanaufenthalte zurückblicken, u. a. in den Städten Osaka, Yokohama und Chigasaki an der Sagami-Bucht. Als Übersetzer japanischer Literatur beschäftigt er sich seit vielen Jahren neben Kriminal- und Atombombenliteratur (*genbaku bungaku*) vor allem mit Person und Werk von Akutagawa Ryūnosuke (1892-1927) und hat – nicht zuletzt durch Veröffentlichungen in den *OAG Notizen* – zahlreiche Werke dieses bedeutenden japanischen Schriftstellers der klassischen Moderne erstmals in deutscher Sprache zugänglich gemacht. Als Buchveröffentlichungen liegen bislang vor:

Akutagawa Ryūnosuke: *Dialoge in der Dunkelheit. Späte Prosa und Erzählungen.*
Aus dem Japanischen von Armin Stein. München: Iudicium Verlag, 2003.

Akutagawa Ryūnosuke: *Die Fluten des Sumida. Ausgewählte Erzählungen und Prosa.*
Aus dem Japanischen von Armin Stein. Eine Publikation der OAG Tokyo im Iudicium Verlag. München: Iudicium Verlag, 2010.

Akutagawa Ryūnosuke: *Magie. Erzählungen, Reiseberichte, Drehbücher und Stücke.*
Aus dem Japanischen von Armin Stein. Eine Publikation der OAG Tokyo im Iudicium Verlag. München: Iudicium Verlag, 2021.

Akutagawa Ryūnosuke: *Die Räuber – Erzählungen von alter und neuer Zeit.*
Aus dem Japanischen von Armin Stein. Eine Publikation der OAG Tokyo im Iudicium Verlag. München: Iudicium Verlag, 2025.

Feature II

Investiturstreit und die katholische Kirche in China – Zwei Dogmen begegnen sich

Thomas Weyrauch

Der Investiturstreit bezeichnet die Auseinandersetzung zwischen europäischen Herrschern und dem Papst im Hochmittelalter um das Recht der Amtseinsetzung eines Bischofs. Das Wort Investitur ist eine Ableitung des lateinischen Nomens „investitura“, welches „Einkleidung“ bedeutet, und beschreibt das Einsetzen in ein Amt. Mit dem Wormser Konkordat 1122 endete der Konflikt und beide Parteien erhielten ein geteiltes Recht auf die Bischofsnennung.